VALENTINA FAST

Belle et la magie

HEXENZORN

im.
pre
ss

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Im.press
Ein Imprint der CARLSEN Verlag GmbH
© der Originalausgabe by CARLSEN Verlag GmbH, Hamburg 2016
Text © Valentina Fast, 2016
Lektorat: Konstanze Bergner
Umschlagbild: shutterstock.com / © fotogestoeber / © kaisorn / © fluke samed
Umschlaggestaltung: formlabor
Gestaltung E-Book-Template: Gunta Lauck
Schrift: Alegreya, gestaltet von Juan Pablo del Peral
Satz und E-Book-Umsetzung: readbox publishing, Dortmund
ISBN 978-3-646-60266-1
www.carlsen.de

VALENTINA FAST

Belle et la magie

HEXENZORN

Prolog

Obwohl ich versuchte, *wirklich* versuchte, mich mit aller Macht dagegen zu wehren, schien es, als wären meine kompletten Sinne auf Belle fixiert. Auf ihren Gang, darauf, wie sie sprach, ja sogar darauf, wie sie die pinke Katze an sich drückte.

Seit diesem Kuss, zu dem der Waldnymph uns verführt hatte und der noch immer auf meinen Lippen zu brennen schien, war mir, als könnte ich mich auf nichts anderes mehr konzentrieren.

Gleichzeitig hasste ich mich, hasste mich, weil ich sie in Gefahr gebracht hatte, obwohl ich sie nur schützen wollte. Ihr hätte in den letzten Tagen, in denen wir durch den Magischen Wald gereist waren, so viel passieren können. Verdammt, und das nur, weil ich mir sicher gewesen war, sie zu überfordern, wenn ich ihr zu viel Informationen auf einmal gab.

Ich blickte auf den dunklen Nachthimmel und schwor mir, es von nun an besser zu machen. Was auch immer ich fühlte, war nichts im Vergleich zu dem, was auf dem Spiel stand. Würde ich mich auch nur einmal noch verschätzen oder nicht richtig aufpassen, könnte das ihren Tod bedeuten. Vor allem jetzt, da ihr Vater, der Herrscher über die Zauberer, aufgetaucht war.

Mein Blick glitt wieder auf Belle, die müde wirkte, jedoch nicht aufgab. Nein, ihr sollte nie wieder etwas geschehen, dafür würde ich sorgen – egal,

wie hoch der Preis dafür auch sein mochte …

1. Kapitel

Auszug aus der Geschichte des Magischen Waldes:
Die Bewohner des Magischen Waldes leben in Frieden und Eintracht. Unruhestifter werden mit sofortiger Wirkung des Magischen Waldes verwiesen und verwirken ihr Recht auf eine Rückkehr.

Die Nacht war schon längst angebrochen, als wir erneut einen Fluss erreichten. Er war sogar noch breiter als der, über den uns die Sirenen geleitet hatten. Jedoch gab es hier eine Brücke.

Meine Augen wanderten hoch zu dem imposanten Bauwerk. Gaston fing meinen Blick wohl auf, denn er bemerkte: »Das ist die einzige Stelle in der Nähe, an der uns die Sirenen den Bau einer Brücke erlaubt haben. Direkt dahinter befindet sich das Reich der *Wicca*.«

Ich kniff die Augen zusammen, nicht nur, da es dunkel war, sondern auch, um die Höhe der Brückenkonstruktion zu bemessen. Ich schätzte sie auf gute acht Meter. Gruselig!

»Wieso macht man nicht einfach eine flache Brücke, statt einer, die in die Höhe verläuft?«, fragte ich in die Runde.

»Wegen des verdammt guten Ausblicks«, antwortete mir Fiona. »Die Erschaffer des Reiches wollten schon damals die Schönheit dieses Ortes gekonnt in Szene setzen.«

Sprach's und marschierte los. Und obwohl sie nicht mehr ganz so angespannt zu sein schien, wirkten ihre Schritte doch noch ein wenig steif.

Ich konnte mir gut vorstellen, dass mich ein Kuss mit Sergej, der zu Fionas engstem Freundeskreis gehörte, ebenso aus der Bahn geworfen hätte.

Betont forsch erklomm Fiona nun die Stufen der Brücke.

Sergej folgte ihr in gewissem Abstand und schien sie doch die ganze Zeit über zu beobachten. *Interessant!*

Neben ihm ging Robert.

Auch Gaston hielt es nicht mehr am Fleck und selbst Pinky begann bereits, die hölzernen Stufen hochzuklettern.

Ich seufzte leise und tat es ihnen nach. Immer weiter, immer höher.

Als ich den höchsten Punkt erreichte, hielt ich mich am Geländer fest, die Augen weit aufgerissen angesichts des majestätischen Anblicks, der sich mir bot.

»Das ist doch nicht …« Meine Stimme verlor sich im Wind und wurde davongetragen. Meine Haare flogen umher, so dass ich sie mit einer Hand festhalten musste. Ganz deutlich glaubte ich das Schwanken der Brücke zu spüren, doch das machte mir im Moment keine Angst. Dafür war ich viel zu gefangen von der Aussicht.

Hinter dem dunklen Wald erhob sich eine riesige Burg, erhellt von Hunderten goldener Lichter, die ihr ein geradezu verwunschenes Antlitz verliehen. Unzählige kleine Türme reckten sich empor, verschmolzen mit der umliegenden Dunkelheit. Die Burg wurde umrahmt von einer steinernen Mauer und einem tiefen Graben. Nur eine riesige Zugbrücke führte zu dem einzigen, für mich sichtbaren Tor dieser Burganlage.

»Gebaut nach dem Vorbild des *Mont-Saint-Michel* in Frankreich«, erklärte mir Gaston hörbar stolz. Er war neben mir stehengeblieben, um mit mir gemeinsam diesen Anblick in sich aufzusaugen.

»Die Gründer wussten wirklich, wie man etwas in Szene setzt«, lächelte ich leise.

»Kommt ihr? Ich möchte endlich nach Hause.« Fiona, die bereits etliche Schritte voraus war, drehte sich ungeduldig zu uns um.

»Ja!« Gaston packte mein Handgelenk und zog mich mit sich.

Ich war zu fasziniert, um etwas zu sagen. Fasziniert und eingeschüchtert zugleich. Dieses Reich war so viel größer, als ich es mir ausgemalt hatte. Am Fuße der Burg, aber noch innerhalb der Mauer, waren unzählige kleine Häuser zu sehen, die sich dicht an dicht reihten. Dort mussten Hunderte *Wicca* leben. Und dann kam ich … Eine unbedeutende kleine Hexe – nein, *Wicca*. Ohne Kräfte.

Bei dem Gedanken daran, wie Bernard mir meine Kräfte entrissen hatte, bildete sich ein Kloß in meinem Hals und Tränen brannten hinter meinen Augen.

Mein Vater … mein eigener Vater …

Und was hatte meine Mutter getan? Mich vertrieben, sobald sie das Mal der *Wicca* in meinem Nacken entdeckt hatte …

Der wieder aufkeimende Schmerz saß so tief, dass ich meine Lippen aufeinanderpressen musste, während ich weiterlief.

Wir erreichten das Ende der Brücke. Ich stieg die Treppe hinunter, Gaston war schon eine Stufe weiter. Plötzlich ertönte ein lautes Knacken. Noch bevor ich überhaupt realisierte, was geschah, brach das Holz unter mir weg und mein Bein stürzte in die Tiefe.

Ich konnte nicht einmal schreien, so sehr erschrak ich mich, auch da sich das zersplitterte Holz durch meine hautenge Hose bohrte und meine Haut aufschlitzte.

Gaston zog mich an meinem Handgelenk hoch und riss mich zu sich, während gleichzeitig die gesamte Stufe unter mir wegbrach und in die rauschenden Wogen des Flusses segelte.

Ein Keuchen entfuhr mir, als der Schmerz plötzlich einsetzte.

Gaston hatte mich hochgehoben und flog geradezu die restlichen Stufen der Brücke hinab.

Robert und Sergej rannten an uns vorbei nach oben. Ich hörte sie leise Zaubersprüche murmeln, bis ihre Stimmen sich verloren und Gaston mich neben Fiona auf dem Boden absetzte.

Er warf mir einen besorgten Blick zu, bevor auch er wieder die Brücke hinaufhastete.

Fiona kniete sich neben mich und riss meine Hose einfach auf. Sofort begann sie damit, meine Wunden zu untersuchen, die sich von meinen Waden bis zu meinen Oberschenkeln hinaufzogen. Sie konzentrierte sich, hielt ihre Hände darüber und kurz darauf spürte ich, wie ihre Magie mich berührte. Ein schmerzhaftes Ziehen setzte ein, das aber nichts im Vergleich zu meinen vorherigen Schmerzen war. Ich biss die Zähne zusammen.

Fiona beendete die Tortur. »Die Wunden sind so tief, dass ich sie nicht heilen kann.« Sie richtete sich wieder auf und streckte mir ihre Hand entgegen. Ich ergriff sie und ließ mir von ihr aufhelfen. »Aber wenigstens konnte ich die Blutung stoppen und deine Schmerzen ein wenig lindern. Wir müssen die Verletzungen sofort versorgen, sobald wir angekommen sind.«

»So ein Pech muss man erst mal haben«, murmelte ich. Der Schock ließ mein Herz noch immer zu schnell pumpen. Mein Blick glitt hin zum Wasser, dann noch einmal hoch zur Brücke und ein neuerlicher Schauder überrollte meinen Rücken.

»Pech war das sicher nicht«, knurrte Sergej, der gerade mit den anderen wieder zu uns herunterkam und mich anschaute, als hätte ich die Brücke eigenhändig in Brand gesteckt.

»Ich habe nichts gemacht. Echt nicht!« Sofort presste ich meine Lippen aufeinander.

»Natürlich warst du das nicht.« Robert lachte trocken und zum ersten Mal, seitdem wir uns kennengelernt hatten, wirkte er geradezu außer sich vor Wut.

»Aber … was ist denn los?«

»Ein Zauber«, antwortete Gaston. Mehr sagte er nicht. Sein Blick fixierte mein blutendes, mit Schrammen übersätes Bein, das pochte, wenn ich es belastete.

»Was für ein Zauber?« Fiona war schneller als ich.

»Moment«, herrschte ich dazwischen, noch bevor einer der Jungs auf Fionas Frage antworten konnte. »Soll das etwa bedeuten, dass das jemand absichtlich gemacht hat? So *richtig* absichtlich? Mit dem Wissen, dass ich mir das Genick hätte brechen können?«

»Wir sind nicht sicher …«

»Robert, sieht sie etwa so aus, als würde sie wollen, dass man ihre Gefühle schont?« Gastons Stirn legte sich in tiefe Falten, sein Blick glitt zu mir. »Ja, verdammt, so ist es, Belle. Aber mach dir keine Sorgen.«

»*Keine Sorgen*?!« Nun lachte ich trocken und bückte mich nach Pinky, die gerade zu meinen Füßen schnurrte, als hätte sie meine Anspannung

bemerkt. Gut, dass ich sie vorhin nicht auf dem Arm gehabt hatte … »Sicher: War bestimmt nur ein Scherz. Jetzt haben wir alle köstlich gelacht«, entfuhr es mir.

»Hm«, machte Robert und legte seinen Kopf schief, während er mich und meine pinke Katze betrachtete. »Ich weiß nicht, wie ich damit umgehen soll, dass du nicht heulst und –«

»Wie dem auch sei …«, unterbrach ihn Gaston. »Wir sollten weitergehen. Unser Ziel ist nah und Belles Schrammen müssen versorgt werden. In unserem Reich wird sich alles aufklären.«

Gastons Worte, die ermutigend klingen sollten, brachten wieder Bewegung in unsere Gruppe – im wahrsten Sinne des Wortes. Doch blieb er den Rest des Weges auffällig nah bei mir.

Jedes Mal wenn ich einen Schritt mit dem verwundeten Bein machte, knickte ich leicht ein und keuchte vor Schmerz. Ich wollte mir überhaupt nicht ausmalen, wie sich meine Verletzung ohne Fionas »Behandlung« angefühlt hätte …

Bevor wir den nahen Waldabschnitt betraten, ließ ich Pinky wieder hinunter, denn so langsam spürte ich die Anstrengung.

Als die Bäume des Wäldchens, das uns von der Burgfestung noch trennte, schließlich an uns vorbeigezogen waren, wurde auch mein gesundes Bein von Schritt zu Schritt schwerer. Es war, als würde es mir jeden Moment den Dienst verweigern wollen – was ich ihm wirklich nicht verübeln konnte. Doch ich presste meine Zähne zusammen und versuchte mir die Erschöpfung und den Schmerz, der mich ein wenig schwindeln ließ, nicht anmerken zu lassen.

Als wir aus dem Wald hinaustraten, war der Anblick erneut schier überwältigend. Aus der Nähe sah dieses Reich noch viel gigantischer aus.

Nun konnte man sogar schon vereinzelte Stimmen hören, weit weg zwar, und doch klangen sie seltsam nah. Die Lichter strahlten nun groß und erhaben. Sie erhellten den edlen Sandstein, aus dem die gesamte Anlage zu bestehen schien.

»Keine Angst: Du wirst dich hier wohlfühlen«, flüsterte Fiona mir zu und brachte mich dazu, sie schockiert anzusehen.

Sie quittierte meinen wahrscheinlich ziemlich dämlichen Blick mit einem Lächeln. »Wirklich!«

»*Merci.*« Ich konnte nicht ausdrücken, was mir das aus ihrem Mund bedeutete. Es war wie ein Friedensangebot – das ich nur allzu gerne annahm, denn es konnte absolut nicht schaden, noch jemanden an meiner Seite zu wissen, der mich wenigstens ein bisschen leiden konnte. Und das lag nicht an Selbstsucht, sondern war eher reiner Selbsterhaltungstrieb.

Offenbar gab es jemanden, der mich hier nicht haben wollte. Jetzt schon.

Ich hätte Angst empfinden müssen, doch Gastons Arm berührte meinen. Nur ganz leicht, aber genug, damit ich mich von ihm beschützt fühlte.

Egal, wie viele Informationen er mir vorenthalten hatte, wie gemein er zu mir gewesen war oder wie sehr er auch versuchte, sich nicht anmerken zu lassen, dass er mich mochte: Ich wusste einfach, dass er mich nicht im Stich lassen würde.

»Komm, wir sollten gehen. Die anderen werden schon ganz ungeduldig«, lächelte Gaston mich an und griff ein weiteres Mal nach meinem Handgelenk, um mich sanft vorwärts zu dirigieren.

Schließlich erreichten wir die Stelle, an deren gegenüberliegender Seite sich die hochgezogene Brücke befand.

Fiona vollführte sofort einen Zauber, der den Torwachen zeigen sollte, wer wir waren. Sie formte mit ihren Händen eine riesige Projektion von unseren Gesichtern, die in der Dunkelheit um uns herum geradezu gespenstisch strahlte.

Nur wenige Sekunden später, als die Projektion verpuffte, hörte man das gleichmäßige Rattern von mächtigen Ketten, an denen die Brücke scheinbar hing. Und tatsächlich: Das hölzerne Ungetüm setzte sich langsam in Bewegung, bis es mit einem großen Ruck direkt vor uns auf den Boden plumpste und Staub aufwirbelte.

Noch immer hielt Gaston mich an meinem Handgelenk fest und stützte mich damit ein wenig, denn meine Kräfte schwanden zusehends.

Neben mir fauchte Pinky, als ich einen Schritt auf die Brücke zumachte. Ich bückte mich mühsam zu ihr runter und sie sprang sofort in meinen freien Arm, so dass ich sie an meine Brust drücken konnte.

Fiona, Robert und Sergej hatten bereits die Hälfte der Brücke überquert, als wir nun losgingen. Am riesigen Burgtor blieben sie jedoch stehen und warteten auf uns, bis wir wieder zu ihnen aufschlossen.

Gerade, als wir das Ende der Brücke passiert hatten, wurde sie schon wieder hochgezogen, begleitet vom Gänsehaut erregenden Rasseln der Ketten.

Ich schaute mich mit zusammengekniffenen Augen um und entdeckte einen Mann, der auf einem kleinen Wachturm über uns stand, mit seiner Hand wedelte und damit die Brücke auf magische Weise in Bewegung versetzte.

Kurz drückten Gastons Finger ein wenig fester meine Hand, brachten mich dazu, meine Augen der Stadt zuzuwenden, die sich nun vor uns auftat.

Auf den ersten Blick schien alles nur aus Steinen zu bestehen, doch dann sah ich das viele kunstvoll verbaute Holz, was diesem Ort einen zusätzlichen Zauber schenkte.

Obwohl sich die Nacht schon längst herabgesenkt hatte und überall Laternen mit rotgolden tanzenden Flammen leuchteten, waren die schmalen Gassen voller Leben. Überall hörte man das heitere Gemurmel von *Wicca*, die zwischen den Häusern und den kleinen Läden umherliefen und sich unterhielten.

Für einen Moment fühlte ich mich in meine Pariser Schulzeit zurückversetzt. Es war, als würde man durch dieselben schmalen Straßen laufen, an deren Rändern kleine Stühle und Tische standen, voll besetzt mit Kundschaft, die lautstark nach einem weiteren Wein oder Kaffee verlangte.

Ein Lächeln huschte über meine Lippen und meine Anspannung löste sich langsam. Ich betrachtete die Leute um mich herum, die so anders und doch so ähnlich schienen wie die Hexen und Zauberer. Weder trugen sie schwarze Mäntel, noch ausschließlich weiße. Ihre Kleidung war bunt gemischt, obwohl ich insgesamt das Gefühl hatte, sie bevorzugten – ebenso wie wir Hexen auch – dunklere Töne. Kurz fühlte ich mich tatsächlich, als würde ich nach Hause kommen – bevor ich mir klarmachte, dass ich aus meinem Dorf verstoßen worden war und es wahrscheinlich nie wieder als meine »Heimat« bezeichnen dürfte.

Sofort war das kleine Hochgefühl dahin, meine Augen begannen wieder verdächtig zu brennen.

Weil mein rechter Arm von Gaston gestützt wurde und in meinem linken Pinky saß, die ebenfalls den Trubel um uns herum verfolgte,

blinzelte ich heftig und hoffte, niemand bemerkte, dass ich kurz davor stand, loszuheulen.

»Wir haben nun gleich Mitternacht«, sagte Gaston, als wir abbogen und in eine ruhigere Gasse traten, die relativ steil nach oben verlief.

Beim Anstieg machte sich meine Wunde einmal mehr bemerkbar und begann, heftig zu pochen.

»Wir gehen direkt nach Hause, damit wir deine Verletzungen versorgen können und du noch ein wenig Ruhe bekommst, bevor du morgen alles erfährst, was du wissen musst«, erklärte mir Gaston.

Ich nickte und sah schnell auf Pinky hinunter, um das Glitzern meiner Augen zu verbergen, das er sonst zweifelsohne bemerkt hätte. »*Oui, je* …«, murmelte ich und räusperte mich sofort. »Das wäre nett. Danke.«

Um nicht zu stolpern, musste ich meinen Blick wieder auf den Weg richten, heftete ihn jedoch beinahe krampfhaft an Fiona, Robert und Sergej, die vor uns herliefen.

»Belle?«

»Ja?«, fragte ich und ließ mich dabei von ihm immer weiterführen, immer höher, wo der Wind nur so durch die Gasse fegte und an meinen Haaren zerrte.

»Ich mag es, wenn du Französisch sprichst«, erwiderte er leise und als ich ihn dann doch ansah, drehte er sein Gesicht kurz weg, als würde er nicht wollen, dass sich unsere Blicke trafen.

Zum Glück, denn so bemerkte er nicht das schiefe Grinsen, das sich sofort um meinen Mund legte und all meine Sorgen für einen kurzen Augenblick zur Seite drängte.

»*Merci*«, lächelte ich und versuchte meiner Stimme nicht anhören zu lassen, wie sehr ich mich über seine Worte freute. »Wo werde ich

eigentlich untergebracht?«

»Bei mir. Fiona, Sergej und Robert wohnen ebenfalls dort. Wie in einer Wohngemeinschaft.«

»Was ist mit deinen Eltern?«, fragte ich und blinzelte überrascht.

»Sie sind nicht da. Eigentlich sind sie fast nie da, weil sie in der Menschenwelt arbeiten und dort den *Wicca*, die nicht im Magischen Wald leben wollen, helfen, sich zurechtzufinden. Ebenso wie die Eltern der anderen, weshalb wir alle zusammenwohnen«, erklärte er und betrachtete belustigt mein Gesicht. »Ja, es gibt einige, die nicht hier leben wollen und sich bei den Menschen wohler fühlen.«

»Interessant. Ich wüsste nicht, ob ich das könnte. Also mich immer verstecken. Klar, ich gehe dort zur Schule, aber bisher war ich immer froh, wenn ich nach Hause –« Ich verzog meinen Mund. »Na ja. Du weißt schon …«

Sanft drückte Gaston mein Handgelenk, munterte mich aber schon allein mit dem Lächeln auf, das er mir zuwarf. Das kleine Grübchen auf seiner Wange zeigte sich und ließ mich dahinschmelzen. »Es wird sicher alles gut gehen.«

»Wir werden sehen«, murmelte ich und atmete tief durch, während wir, in Rücksichtnahme auf mein verletztes Bein, langsam weitergingen.

Nach einigen Minuten erreichten wir ein schmales Haus, dessen Fenster Blumenkästen voller blauer Hortensien zierten. Als hätte jemand gewusst, dass dies meine Lieblingsblumen waren …

Sergej öffnete die dunkelbraune Haustür vor uns. Anscheinend wurden auch hier die Türen nicht abgeschlossen, was diesen Ort für mich noch ein wenig sympathischer machte.

Erst als wir die Schwelle zur Haustür überschritten, löste Gaston vorsichtig seine Hand von meinem Gelenk und hinterließ damit eine Leere, die ich mir nicht erklären konnte. Schnell huschten meine Augen ins Innere.

Der Flur, in dem wir uns nun befanden, war schmal und lang. An dessen Ende führte eine ebenso schmale Treppe in das nächste Stockwerk, während zuvor mehrere Räume rechts und links abgingen.

Gaston zeigte auf die erste Tür: »Das ist das Gäste-WC.« Dann ging er weiter und öffnete die Tür gegenüber. »Hier befindet sich unser Wohnzimmer. Ansonsten gibt es hier unten noch die Küche und ein Arbeitszimmer.« Diese Räume zeigte er mir jedoch nicht – wahrscheinlich, weil er merkte, wie müde ich war.

Wir hielten direkt auf die schmale Holztreppe zu. Als wir hinaufstiegen, knarzte sie unter unseren Füßen.

In der nächsten Etage war der Flur wieder schmal und erneut erblickte ich eine Treppe auf der gegenüberliegenden Seite. Dazwischen befanden sich zwei Türen.

»Das hier sind Roberts und Sergejs Zimmer. Ganz oben befinden sich Fionas und mein Zimmer. Und deines.«

»Gute Nacht. Wir sehen uns dann morgen«, rief Fiona uns zu und begann schon einmal, die Treppe zu erklimmen.

Ich winkte ihr. »Gute Nacht.«

Wieder überraschte sie mich, indem sie mir ein kleines Lächeln zuwarf, bevor sie sich wieder umwandte.

»Gute Nacht.« Robert ging ebenfalls zu seinem Zimmer, gähnte dabei laut und verschwand im Innern.

»Ihr kommt ohne mich klar?«, fragte Sergej, die Hand bereits an der Türklinke.

»Sicher, gute Nacht«, erwiderte Gaston und auch ich nickte Sergej zu.

Dann erklomm ich zusammen mit Gaston die Treppe ins obere Stockwerk und Pinky, die die ganze Zeit über ruhig auf meinem Arm gesessen hatte, wurde langsam zappelig. Gaston führte mich bis zur vorletzten Tür, öffnete sie für mich und bedeutete mir, einzutreten.

Das Erste, was mir auffiel, war, wie schmal und gleichzeitig hoch das Zimmer erschien. Dann fiel mein Blick auf die kleine Wendeltreppe, die nach oben auf eine Empore führte, wo sich eine Tür befand.

»Was ist da oben?«, fragte ich neugierig.

»Ein weiteres Bad, das du dir aber mit mir teilen müsstest.«

Ich hob meine Augenbrauen und starrte Gaston an, der sich sichtlich bemühte, nicht zu lachen. »Das wird sicher witzig.«

»Robert und Sergej teilen sich ebenfalls ein Bad. Fiona ist die Einzige, die eins für sich allein hat«, erklärte er mir sofort.

»Schon okay«, lächelte ich müde und schaute mich weiter um.

Unter der Empore befanden sich ein kleines Sofa sowie ein Regal, das in die Wand eingebaut zu sein schien. Direkt links von mir stand ein Kleiderschrank und rechts an der Wand erspähte ich einen bauchigen Sessel, auf dem schon Viele Platz genommen zu haben schienen.

Ich ging zur Wendeltreppe und erklomm sie. Oben entdeckte ich das Bett, auf dem ich Pinky absetzte. Sie rollte sich sofort müde zusammen. Die Tür zum Bad befand sich nur einen Meter davon entfernt.

»Wie kann es sein, dass hier oben drei Zimmer sind und unten nur zwei – also die von Robert und Sergej?«, fragte ich und schaute aus dem Dachfenster, hinter dem jedoch nichts zu sehen war.

»Die Zimmer unten sind etwas breiter, die hier oben hingegen sehr schmal, haben aber dafür noch eine Empore, damit man mehr Platz hat – wegen der Dachschräge. So sind die meisten Häuser hier gebaut«, erklärte Gaston mir und räusperte sich dann leise. »Fiona kann dir morgen sicher helfen, dich ein wenig einzurichten, falls du das möchtest«, fügte er noch hinzu und etwas in seiner Stimme ließ mich ihn anschauen.

Er stand unten und blickte zu mir hoch. Zweifelnd. Hatte er etwa Angst, dass es mir hier nicht gefiel?

»Ich finde alles sehr hübsch«, lächelte ich ihn an und ging dann weiter ins Badezimmer. Es war in einem schlichten Beige gehalten, besaß eine Toilette, ein Waschbecken sowie eine Dusche. Zudem befand sich direkt mir gegenüber eine weitere Tür.

Ich hörte, wie mir Gaston folgte, und konnte spüren, dass er dicht hinter mir stehenblieb. »Auf der anderen Seite ist mein Zimmer.«

»Dachte ich mir schon«, murmelte ich verlegen und begann plötzlich zu gähnen. Schnell machte ich ihm Platz, damit er an mir vorbeigehen konnte. »Entschuldige.«

»Hier.« Er drückte mir eine Art Jutebeutel in die Hand. »Das sollte für heute Abend reichen. Fiona hat alles vorher schon besorgt. Du kannst ruhig zuerst duschen gehen. Handtücher sind im Schrank unter dem Waschbecken. Bitte gib mir Bescheid, sobald du die Wunden gesäubert hast, denn ich muss sie mir noch einmal ansehen.«

Noch einmal lächelte er mich an, bevor er die Tür zu seinem Zimmer öffnete. Leider konnte ich nichts erkennen, weil es zu dunkel darin war.

Nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte, öffnete ich den Beutel und entdeckte eine Zahnbürste, Zahnpasta, einen Kamm für meine

Haare sowie Shampoo und Duschgel. Ein dankbares Lächeln erschien auf meinen Lippen.

Ich warf einen kritischen Blick auf Gastons Zimmertür, die nun hoffentlich zubleiben würde, und begann, mich auszuziehen. Die schwere, eiserne Weste landete zusammen mit den anderen Sachen auf dem Boden und sofort fühlte ich mich herrlich leicht. Doch erst, als das warme Wasser der Dusche auf mich niederregnete, begannen meine Muskeln sich langsam zu entspannen.

Ich konzentrierte mich ganz auf das Rauschen des Wassers, auf die winzigen Wassertropfen, die wie weiche Perlen über meine Haut huschten. Dazu die angenehme Schwere, die sich über meine Glieder legte. Klar: Mein Bein brannte höllisch, denn egal, wie sehr ich es versuchte, gelangte trotzdem Shampoo in die Wunde.

Als ich aus der Dusche stieg, kramte ich mir ein Handtuch heraus und trocknete mich hastig ab, mein Bein etwas behutsamer, bevor ich meine Haare mit geübten Griffen kämmte und die Knoten der letzten Tage löste.

Ich wollte gerade in mein neues Zimmer gehen, als mir einfiel, dass ich keine Sachen für die Nacht hatte. Kurz zögerte ich, doch dann ging ich zu Gastons Tür und klopfte.

»Gaston?«

»Ja?«, kam es gedämpft von der anderen Seite der Tür, als würde er sich gerade ausziehen.

Einen winzigen Moment lang überlegte ich, ob ich die Tür nicht einfach aufreißen sollte, um zu überprüfen, ob meine Vermutung richtig war. Doch dann schüttelte ich, mich selbst tadelnd, meinen Kopf.

»Hast du eventuell ein Shirt für mich, das ich zum Schlafen anziehen kann? Ich bin übrigens fertig.«

»Augenblick.«

Ich starrte die Tür an und zog den Knoten des Handtuchs, mit dem ich meinen Körper umwickelt hatte, ein wenig fester zusammen, bevor ich meine zuvor getragenen Sachen vom Boden aufhob. Als ich wieder aufstand, öffnete sich die Tür auf der anderen Seite. Gaston erschien, in seiner Hand ein schwarzes Shirt. Doch viel interessanter war sein Anblick, denn er selbst trug obenherum nichts.

»Hier«, meinte er ebenso überrascht über meinen Aufzug und starrte mein Handtuch an, während er seine Hand ausstreckte.

Ich nahm ihm das Shirt ab und lächelte, musterte ihn nun gleichfalls. Er war durchtrainiert und breiter als ich gedacht hatte.

»Gefällt dir, was du siehst?«, zog ich ihn auf.

Meine Worte schienen ihn aus seinen Träumereien zu holen, denn sofort schnaufte er und verdrehte die Augen, was ganz untypisch für ihn war. »Seit wann bist du diejenige, die die Anmachsprüche reißt?«

Das Kesse aus meinem Lächeln verschwand und ich begann so laut zu lachen, dass das Geräusch an den feuchten Wänden des Badezimmers widerhallte. »Ich hätte dein Starren auch ignorieren können. Aber so ist es doch viel lustiger.«

»Ich habe nicht gestarrt«, erwiderte er sofort ernst.

»*Bien sûr*«, zwinkerte ich ihm zu und machte mich daran, in mein Zimmer zu gehen. Doch bevor ich die Tür hinter mir schloss, wandte ich mich noch einmal um und schaute ihn ernst an. »Du solltest nicht länger leugnen, dass du mich attraktiv findest, denn das würde unser Zusammenleben um einiges leichter machen.«

»*Non, mon ange*, das würde alles nur noch komplizierter machen«, erwiderte er und dieses Mal war seine Stimme sanft, auch wenn seine

Worte es nicht waren. »Zieh dich an und dann kannst du mich rufen.«

Obwohl er mich verwirrte, schloss ich meine Tür hinter mir und warf die Kleidung auf den Boden, wie ich es zu Hause schon immer getan hatte. Dann wickelte ich mich aus meinem Handtuch und streifte das Shirt über. Ich hatte keine frische Unterwäsche, aber Gaston auch noch *darum* zu bitten, wäre wahrscheinlich zu viel des Guten gewesen. Es war ja nicht so, als würde ich mich ihm anbieten wollen. Nur …

Es war einfacher, mich mit solchen Banalitäten abzulenken, als an mein Zuhause denken zu müssen … An Vincent, von dem ich immer noch nicht wusste, wie es ihm ging … An Sandrine, die mich verraten hatte … An meine Mutter, die mich verbannt hatte … Oder an meinen Halbbruder, von dem ich nichts gewusst hatte und bei dem ich zusehen musste, wie er vor meinen Augen starb …

Heftig schüttelte ich meinen Kopf und strich mir über mein Gesicht.

Mit einer fließenden Bewegung ließ ich mich auf das Bett sinken, das erstaunlich weich war, und versank zwischen der schneeweißen Bettwäsche, die roch, als wäre sie gerade frisch gewaschen worden.

Pinky miaute protestierend im Schlaf, als ich sie vorsichtig anstupste, nur um sie ein wenig zu ärgern. Lächelnd schob ich sie ans Ende des Bettes, damit ich selbst ein wenig Platz zum Schlafen hatte.

»Ich bin fertig!«, rief ich. Ob Gaston mich hören konnte?

Offenbar. Denn kurz darauf öffnete er die Tür zu meinem Zimmer – er trug noch immer kein Shirt – und trat ein. »Wie fühlst du dich?«

»Müde«, gestand ich und beobachtete, wie er sich vor mich stellte, dann in die Hocke ging und mein Bein in Augenschein nahm. Das Schlimmste hatte mein Unterschenkel abbekommen.

»Das ist normal.« Er stellte eine kleine Tube auf den Boden, die ich zuvor nicht bemerkt hatte. Seine Finger berührten vorsichtig die unversehrte Haut meines Beines, während seine Augenbrauen sich zusammenzogen und er sich ganz auf meine Wunden konzentrierte. »Die Salbe wird helfen.«

Obwohl es verdammt wehgetan hatte, war ich in diesem Moment einfach nur froh, dass ich mich vor über einem Monat von Sandrine hatte überreden lassen, eine dauerhafte Haarentfernung vorzunehmen.

»Machst du das öfter?« Meine Stimme war peinlich heiser, als er die Tube aufdrehte, eine Portion der gelben Salbe auf seine Finger drückte und dann begann, sie auf meinen Wunden zu verteilen. Es brannte höllisch – und gleichzeitig wurde mein Gehirn von Bildern unseres heißen Kusses überflutet.

Ich schluckte und versuchte mich auf etwas anderes als seine Muskeln zu konzentrieren. Wie zum Beispiel auf seine Schultermuskeln, die ganz schön ausgeprägt waren und sich bei jeder seiner Bewegungen anspannten. *O Mann …*

»Belle?«

»Mhm?« Mein Mund war trocken und obwohl ich wahrlich kein Feigling war, traute ich mich nicht, ihn anzusehen, denn ich wusste nicht, wie gut ich darin war, ganz bestimmte Gefühle vor ihm zu verbergen.

»Schau mich an.«

»Besser nicht.«

»Warum nicht?« Er klang belustigt.

»Musst du noch einen Verband anlegen, oder so?«, murmelte ich leise und biss mir auf meine Unterlippe.

»Nein, die Wunden verheilen besser, wenn sie an der Luft sind, weshalb du heute Nacht auch dein Bein nicht unter die Decke stecken solltest.«

»Okay. Gute Nacht, Gaston. Und danke.« Ich entzog ihm mein Bein, denn mir fiel auf, dass er schon längst aufgehört hatte, die Salbe zu verteilen und es einfach nur festhielt. Als würde er das Ende der Berührung hinauszögern wollen.

Vorsichtig schnappte ich mir die Decke – wobei ich darauf achtete, dass mein verletztes Bein rausschaute – und legte mich hin, bevor ich das Kissen zurechtrückte und Gaston nun endlich ansah. »Außer, du möchtest dich zu mir gesellen.«

Sein Lachen kam so plötzlich, das es mich zunächst überraschte, weil es so ungewohnt klang. Es war ansteckend, ein wenig rau und dunkel.

»Gute Nacht, *mon ange*.«

Ich lächelte und schaute dabei zu, wie er noch immer lachend aus dem Raum ging und die Tür hinter sich schloss.

Wenig später hörte ich das Rauschen der Dusche. Die Vorstellung, wie er wohl darunter aussehen mochte, ließ mich knallrot anlaufen, weil meine Gedanken in eine Richtung abdrifteten, die absolut nicht der Situation entsprachen. Eigentlich sollte ich traurig, wütend, enttäuscht oder auch melancholisch sein.

Doch ich konnte an nichts anderes als an Gastons Körper unter der Dusche denken, während ich langsam zur Musik des Wassers einschlief.

2. Kapitel

Auszug aus dem Regelwerk der Wicca:
Jeder Wicca, der innerhalb dieses Reiches leben möchte, hat sich den Regeln zu beugen, die zu unser aller Wohl niedergeschrieben wurden.

Am nächsten Morgen wurde ich durch leises Miauen und eine winzige Zunge, die über mein Gesicht schleckte, geweckt.

Ich öffnete ein Auge und blickte direkt in die tiefschwarzen Pupillen von Pinky, die mich vorwurfsvoll anschaute.

»*Bonjour, ma minette*«, murmelte ich und betrachtete die kleine Miezekatze, wie ich sie gerade betitelt hatte. Sie rieb ihr Gesicht an meinem, in der Hoffnung, dass ich ihrem Hunger ein Ende bereitete.

Natürlich hatte sie Hunger. Den hatte sie immer.

Ihre Antwort war ein lautes Miau.

»*D'accord*«, gähnte ich und strich mir erfolglos den Schlaf aus meinem Gesicht, während ich mich langsam aufsetzte. Mein Blick glitt nach oben zu dem kleinen Dachfenster, über dem dunkle Herbstwolken hingen. Einen Moment lang versank ich in diesem Anblick, bevor ich schwerfällig aus dem Bett krabbelte und mich streckte. Dabei untersuchte ich kurz mein Bein, auf dem aber nur noch ein paar leuchtend rote Narben zu sehen waren. Ein kleines Lächeln stahl sich auf meine Lippen, auch weil ich schon wieder an Gaston denken musste.

Schnell schüttelte ich den Kopf. Ich verhielt mich echt bescheuert! Sollte ich nicht eigentlich sauer auf ihn sein? Doch er hatte mich immerhin davor bewahrt, in den Fluss zu fallen, also würde mein endgültiges Urteil über ihn wohl nicht *ganz so* schrecklich ausfallen.

Ich wollte gerade ins Badezimmer marschieren, als mir meine neue Wohnsituation wieder einfiel und ich zunächst einmal gewissenhaft klopfte. Ich ließ einen Moment verstreichen, bevor ich – da ich nichts hörte – die Tür öffnete und hineinging, um mich für den Tag frischzumachen.

Eine Viertelstunde später stand ich vor meinem Bett, noch immer in dem schwarzen Shirt, an dem Gastons Geruch haftete, und starrte missmutig auf den Klamottenhaufen zu meinen Füßen. Ich hatte wirklich, *wirklich* absolut keine Lust, diese schmutzige Kleidung heute noch einmal zu tragen.

Auf einmal klopfte es unten an der Tür. Überrascht wandte ich mich um, doch da trat schon jemand ins Zimmer.

Es war Fiona. Sie schaute mich mit erhobenen Augenbrauen an und musterte meinen knappen Aufzug abschätzig.

»Guten Morgen«, rief ich ihr zu.

»Dir auch einen guten Morgen«, erwiderte sie seltsam gut gelaunt und schloss die Tür wieder hinter sich. »Du brauchst Kleidung und Gaston meinte, ich soll dir zudem beim Einrichten helfen.«

»Ja, das wäre nett«, nickte ich und stieg die schmale Wendeltreppe hinunter, während Pinky sich auf meinem Bett räkelte, als hätte sie mich vorhin nicht so vehement wecken wollen.

Mit einem Stirnrunzeln betrachtete ich Fionas vergnügten Gesichtsausdruck, der sie geradezu sympathisch wirken ließ. Ich hatte

keine Ahnung, was ich davon halten sollte. War das hier ein ernst gemeintes Friedensangebot? Ein Waffenstillstand? Oder nur eine Ablenkungstaktik?

»Ich würde sagen, du solltest von nun an nicht mehr ausschließlich Schwarz tragen, weil das einfach zu auffällig wäre. Obwohl du sowieso auffallen wirst, weil du neu bist.«

»Juhu, ich bin die Neue«, seufzte ich und hob meine Augenbrauen. »Also, wie machen wir das mit den Klamotten?«

»Einen Moment noch«, murmelte sie und plötzlich war draußen ein lautes Poltern zu hören. Die Tür schlug auf und Gaston, Robert und Sergej trugen drei riesige Säcke herein. Sie warfen sie mit einem lauten Stöhnen auf den Boden.

»Was ist das drin? Steine?«, keuchte Sergej, den ich noch nie so aus der Puste gesehen hatte, und stützte sich auf seinen Knien ab.

»Mach auch etwas Rotes«, raunte Gaston Fiona zu, ebenso außer Atem, und ging schon wieder aus dem Zimmer – aber nicht ohne noch einen kurzen Blick auf meine nackten Beine zu werfen.

Seine Freunde folgten ihm.

Als die Tür hinter den Jungs wieder zugefallen war, öffnete ich neugierig den ersten Sack, dessen grober Leinen auf meiner Haut kratzte, als ich das Seil aufzog, das die Öffnung zusammenhielt. Sofort schlug mir der Geruch von alter, schmutziger Wäsche entgegen.

Schockiert stolperte ich zurück und hielt mir die Nase zu, während ich Fiona entgeistert anstarrte. »Ernsthaft?! Hasst ihr mich so sehr?«

»Ich kann keine Kleidung aus Luft erschaffen. Aber ich kann Kleidung verändern«, erklärte sie selbstgefällig, während sie die Türen meines Schrankes öffnete und tief einatmete. Dann hob sie ihre Hände und ließ

grüne Funken aus ihren Handflächen sprühen, die die Leinensäcke umkreisten und mit einer erschreckenden Leichtigkeit die Kleidung hervorholten. Innerhalb eines sprühenden Funkenregens verwandelten sich die ehemals abgetragenen Stücke in neue, bevor sie wie von Geisterhand durchs Zimmer flogen und sorgfältig im Schrank aufgehängt wurden, allein durch Fionas gemurmelten Zauber. Einen Zauber, den ich nicht begreifen konnte. Auch war ich einfach nur fasziniert von dem Anblick.

Wie war das nur möglich? Sie konnte nur wenig älter sein als ich, allerhöchstens zwanzig vielleicht, und doch war sie eine mächtige *Wicca*. Ich hätte sicher noch Jahre für solch eine Kraft gebraucht – wenn ich meine Magie noch gehabt hätte … Doch bei ihr sah alles so unerhört leicht aus.

Eine unsinnige Eifersucht wallte in mir auf, während ich zusah, wie die Leinensäcke in sich zusammenfielen und Fiona mit der Kraft ihrer Magie und einem zufriedenen Nicken die Schranktüren schloss.

Sie drehte sich zu mir herum, völlig ernst, frei von Überheblichkeit, die ich ihr an dieser Stelle durchaus zugetraut hätte. »Und nun das Zimmer. Was ist deine Lieblingsfarbe?«

»Keine Ahnung«, erwiderte ich und dachte nach. »Grau?«

»Grau ist keine Farbe.«

»Doch, sie ist –«

»Du weißt, was ich meine«, winkte sie ab und legte ihren Kopf schief, während sie das Zimmer betrachtete. »Ich denke, dass ein bisschen was Helles nicht schaden könnte.« Sie wedelte mit ihrer Hand, woraufhin erneut grüne Funken aufstoben und das Zimmer innerhalb eines

Wimpernschlags cremefarbene Wände hatte. Das Holz der Empore, die Tür sowie die Wendeltreppe blieben weiterhin dunkelbraun.

»Dazu ein bisschen Farbe«, murmelte sie noch und auf einmal wurde das Sofa unter der Empore pink, ebenso wie die Bettwäsche auf meinem Bett. Sie wedelte erneut mit ihrer Hand und erzeugte über meinem Bett einen Vorhang, an dem kleine Lichter blinkten. »Und?«

»*Pink?!*«, fragte ich und hob meine Augenbraue, so wie sie zuvor.

»Pink«, nickte sie und machte sich daran, aus meinem Zimmer zu gehen. »Das ganze Schwarz macht sicher depressiv.«

»Danke.«

Sie reagierte nicht darauf, sondern verschwand, doch ich wusste genau, dass sie mich gehört hatte.

Einen Moment lang blickte ich ihr nach und hatte ein ganz seltsames Gefühl dabei. Fast so … als würde ich sie *mögen*?

Ich schüttelte meinen Kopf und öffnete den Schrank, der nun voller Kleidung und Schuhe war. Einfach unglaublich, wie leicht ihr der Zauber von der Hand gegangen war, ein Zauber, den so manche erfahrene Hexe aus meinem ehemaligen Dorf nicht zu vollbringen vermochte …

Zwischen meine Faszination mischte sich aber auch ein gemeines Ziehen, angesichts der Erkenntnis, dass ich höchstwahrscheinlich niemals so würde zaubern können. Musste ich mich nun an den Gedanken gewöhnen? War das mein Schicksal? Eine Hexe ohne Zauberkräfte? – Nein, eine *Wicca* … Ebenso wie meine Eltern *Wicca* waren. Angeblich …

Doch hätte mein Vater, der mir meine Magie genommen hatte, dann nicht etwas gesagt? Oder wenigstens meine Mutter: die Frau, die mich die letzten siebzehn Jahre aufgezogen hatte?

Heftig schüttelte ich meinen Kopf und strich mir mit einem lauten, qualvollen Seufzen über mein Gesicht, um diese Gedanken abzuschütteln. Das hier würde mein neues Leben sein. *Irgendwie.*

Ich zog ein dunkelrotes Kleid aus dem Schrank, das mir als Erstes ins Auge sprang. Es war kurz, *sehr* kurz. Aber mit einer schwarzen Strumpfhose würde es richtig gut aussehen.

Zehn Minuten später ging ich in dem dunkelroten Kleid, blickdichter Strumpfhose, einem schwarzen Cardigan und schwarzen Absatzstiefeln nach unten. Der Flur selbst hatte keine Fenster, weshalb die Helligkeit in der lichtdurchfluteten Küche beinahe erschreckend war.

Ich blieb für einen Moment im Türrahmen stehen und betrachtete Gaston, Robert, Fiona und Sergej, die schweigend an einem rustikalen Eichenholztisch saßen und jeweils eine Zeitung in der Hand hielten. Auch die restliche Küche bestand aus Eichenholz, dazwischen glänzten moderne Elektrogeräte. Kurz fragte ich mich, wofür sie diese überhaupt brauchten, wenn sie doch so gut zaubern konnten.

Pinky huschte an mir vorbei und bediente sich wie selbstverständlich an der Schale voller Milch, die in einer Ecke aufgestellt worden war.

Als hätte Gaston mein Starren bemerkt, hob sich sein Kopf und unsere Blicke begegneten sich. Einen Moment lang hielt ich die Luft an, als ich die Narbe an seiner Wange sah, die ich ihm zugefügt hatte und vielleicht nicht mehr rückgängig machen konnte.

Doch womöglich war meine Sorge umsonst, schließlich waren diese *Wicca* hier mächtig, wohlmöglich sogar mächtig genug, um meinen Bann zu lösen.

»Guten Morgen«, lächelte ich ihn an und Erleichterung durchflutete mich dabei, brachte mich zum Strahlen.